Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 29 (1973)
Heft: 4

Artikel: Helvetismen
Autor: Sommer, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421123

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wissenschaften in Ost-Berlin richtete, ist bisher weder beantwortet noch bestätigt worden.
Obwohl sich die beiden Duden-Verlage, das Bibliographische Institut in Mannheim und der VEB Bibliographisches Institut in Leipzig, mit Gerichtsurteilen bekriegten, ist bis zur Mitte der sechziger Jahre der Kontakt zwischen den beiden Duden-Redaktionen gut gewesen. Dann brach die „DDR" alle Kontakte ab. Dennoch, so meint Grebe, trotz dieses Nebeneinanderarbeitens zweier Duden gibt es keine Anzeichen für die Spaltung der Sprache. Untersuchungen einer Bonner Arbeitsstelle des Instituts für deutsche Sprache bestätigen das. Die grammatischen Abweichungen in beiden Duden beschränken sich auf ganz wenige Fälle; die teilweise sehr verschiedene Wortauswahl und Bedeutungserklärungen sind auf die unterschiedlichen politischen Systeme zurückzuführen. Überdies fühlen sich beide Duden nicht allein an das Staatsgebiet gebunden, in dem sie arbeiten — der Mannheimer Duden hat eigene Kommissionen in der Schweiz und in Österreich —, sie wollen den gesamten deutschen Sprachbereich in seiner Einheit vertreten. Das wenigstens ist geblieben.

Ekkehard Böhm (leicht gekürzt aus der „Welt")

Helvetismen

So nennt man mundartlich klingende Wörter und Redewendungen, die — meist ungewollt und unbewußt — den Federn von Schweizern entschlüpfen und in die Hochsprache hineinrutschen. Nun gibt es freilich keine haarscharf gezogene Schneidelinie zwischen den beiden Sprachen. Auf gewisse schweizerdeutsche Wörter können und wollen wir nicht verzichten, es sei denn, wir verzichten auch darauf, letzte Gefühlstöne wiederzugeben. „Urchig" ist urchig und läßt sich (für uns) durch kein hochdeutsches Wort ersetzen; von Orten oder Mitmenschen sagt man, es sei einem bei ihnen wohl: deutlicher und ganz unmißverständlich drückt erst das Wort „heimelig" unser Empfinden aus.
Über die „Toleranzgrenze" könnte man sich im übrigen streiten. Daß wir viele Wörter schweizerischer Prägung, die man im bundesdeutschen Sprachraum nicht kennt oder doch nicht braucht, beibehalten werden, ist wohl selbstverständlich. In der Schweiz „wischt" man für gewöhnlich den Boden, man kehrt ihn nicht; „stoßen" steht für (oder doch neben) schieben, „ordentlich"

meint vielleicht ansehnlich, „vorfahren“ überholen; „Probezeit“ heißt bei uns die Bewährungsfrist, „Ablage“ die Zweigstelle, „Fahrausweis“ der Führerschein usw. Man wird dies alles nicht beanstanden wollen.

Aber irgendwo muß die Grenzziehung erfolgen, hochdeutsches und mundartliches Wortgut darf nicht wahllos durcheinandergeschüttelt werden, wenn nicht beiden Sprachen Schaden erwachsen soll. Die folgenden Übergriffe gehören an den Pranger, auch wenn sie noch nicht den sprachlichen Todsünden zugerechnet werden müssen. Den fehlbaren Zeitungsleuten ist zu raten, sich wieder einmal ernsthaft und verantwortungsbewußt in der deutschen Grammatik und Wortkunde umzusehen.

Eine Tageszeitung brachte das Bild eines fast ausgetrockneten Bergsees; die Legende dazu lautete: „Die Bevölkerung der Oberländer Gemeinden Brienzwiler und Hofstetten mag sich nicht erinnern, daß sich der Weißensee jemals so ausgetrocknet zeigte wie in diesen Tagen.“ „Mögen“ ist nicht sinngleich mit mundartlich „möge“; das Sätzlein „I ma mi nid bsinne“ heißt in der Hochsprache: ich *kann* mich nicht erinnern. „Mögen“ dagegen bedeutet Lust haben, wollen: „Ach, ich mag gar nicht daran denken.“

Schweizerdeutsche Verbalformen wie gspise (gespeist), gwunke (gewinkt), benide (beneidet) bilden eine andere häufige Fehlerquelle für den Deutschschweizer. Noch denkt man an das ergötzliche Hornberger Schießen im Zürcher Kantonsrat, das mit dem Mehrheitsbeschluß zu Ende ging, eine bestimmte Hilfskasse solle durch die und die Beiträge „gespiesen“ und nicht — Grammatik hin oder her — gespeist werden. — In einer Basler Zeitung stand kürzlich als große Überschrift zu einer Eingemeindungsfrage in der badischen Nachbarschaft: „Märkt und Haltingen haben abgewunken.“Auch hier: der Duden verlangt die schwache Form: winken, winkte, gewinkt. Natürlich verletzt „gewunken“ unser von der Mundart beeinflußtes Sprachgefühl nicht, im Gegenteil, trotzdem ist es falsch. Im Gedicht „Ahnen“ („Wenn mir dunkel wird das eigne Wesen,/Steig ich aufwärts die Geschlechterleiter,/ Meines Blutes Runenschrift zu lesen ...“) braucht sogar ein Dichter von Rang, Arnold Ott — dem Reim zuliebe — dieses „gewunken“; er sagt da von seiner Mutter: „Offnen Auges, doch in Traum versunken,/Hat sie grabhinüber mir gewunken . . .“

Einen Helvetismus-Volltreffer erzielten die Verfasser der folgenden upi-Meldung im April 1972. Es hieß darin aus dem Baselland, das Ausführen von Jauche an Samstagen könne den Einwohnern von Oberwil „in geschmacklicher Hinsicht“ nicht zugemutet werden; deshalb habe die Gemeindeverwaltung den Landwirten u. a. zur Kenntnis gebracht: „Wenn Jauche geführt

wird — meistens rinnen die Fässer im Sommer noch — ist dies wenig erbaulich." Wenig erbaulich ist auch ein derartiges sprachliches Durcheinander! Jauche „schmöckt" man, sie obendrein auch noch „schmecken" zu müssen, wäre denn doch zu arg! „Rünne" wird hochdeutsch zwar zu rinnen: Flüssigkeiten rinnen, aber das gleich auch noch Fässer auf die Straße rinnen, tönt mehr als befremdlich. „Es Faß rünnt" zwar, aber es rinnt nicht; wohl aber ist es undicht oder leck geworden.
Man sollte sein Schweizertum nicht durch eine helvetische Bastardsprache kundtun wollen. *Hans Sommer*

Zur Aussprache des Deutschen

Türann oder Tirann

Deutschstunde. *Der Ring des Polykrates.* Ja, Polükrates, mit dem Hauptton auf y, wie in *Ägypten,* nur etwas länger. Gleich folgen zwei Wörter mit unbetontem y: *Tyrann* und *Polydor.* Ein Schüler liest das Wort *Tyrann* als *Tirann.* Der Lehrer beharrt auf *Türann.* Der Schüler möchte wissen: Warum eigentlich? Französisch spricht man *tyran* mit i . . . Recht hat er. Italienisch schreibt man sogar *tiranno;* auch im Russischen wird das Wort mit i geschrieben und gesprochen; und im Englischen hört man das Adjektiv *tyrannic* meistens mit i, niemals mit ü. Mehr weiß auch der Lehrer nicht.
Wir beschließen, zunächst etwas Stoff zusammenzutragen, in der Hoffnung, daß uns dabei ein Licht aufgehen oder daß wenigstens eine Vermutung reifen könnte. Ist das Ypsilon ein *Üpsilon* oder ein *Ipsilon?*
Schwyz hat ein langes i, Sylt hat ein kurzes ü (weil es dänisch ist). *Typisch* hört man bald mit ü, bald mit i. *Zülinder* sagt bei uns niemand, wohl aber *Zilinder.* Man sieht, es hat da Haare in der Suppe! In einem hochdeutschen Text lesen wir das Wort *Hydrant* mit ü, im mundartlichen Gespräch brauchen wir für y ein i. So verhält es sich auch mit den Wörtern *Hypothek, hysterisch, hygienisch. Tirann* wäre dann eben mundartlich, *Türann* hochsprachlich. Zürichdeutsch heißt es: Er gaat uf Ägipte. Kein einziger Schüler würde das Gymnasium *Gümi* nennen; da gilt nur *Gimi.* Aber selbst in schriftdeutscher Rede wird man *Gymnasium* und *Gymnastik* sehr häufig mit i hören. Ähnlich steht es mit der Aussprache von *Asyl.* Wieder einmal klaffen Norm und Wirklichkeit auseinander.
Bedeutsamer scheint uns die Frage, warum die deutsche Hochlautung mit ihrer ü-Norm neben andern Sprachen eine Sonderstellung einnimmt. Daß es tatsächlich so ist, prüfen wir an zwei Wörtern nach: *Syrien, Hypnose.* Die genannten Fremdsprachen verwenden hier durchweg ein i. Dabei ist zu beachten, daß das Französische den ü-Laut zur Verfügung hätte, während er in der italienischen, englischen und russischen Hochlautung fehlt. Wie steht es in den skandinavischen Sprachen? Ihr eigenes y sprechen sie als ü (Nystadt, Myrdun).
Neue Fragen werden aufgeworfen: Wie haben denn die alten Griechen ihr